

Einführung Werner Pokorny, 21. Januar 2018, Kunstverein Oerlinghausen

„Sehe mit fühlendem Aug, fühle mit sehender Hand“. Goethe hatte bei dieser Zeile aus den römischen Elegien zwar die antiken Marmorbildnisse im Sinn, aber man kann sie auch als eine Art Wegweiser nutzen, sich Kunstwerken der Gegenwart zu nähern. Und für die Arbeiten von Werner Pokorny liest sich diese Zeile wie eine unmittelbare Aufforderung. Sehen und Fühlen können aber nicht alles sein. Es gilt sich auf die Befragung der äußeren Form nach der inhaltlichen Kompetenz einzulassen, bzw. die Form auf die Tragfähigkeit der Inhalte zu überprüfen.

Pokorny macht Anschauung und geistigen Prozess bewusst, sichtbar. Er tut dies mit der schöpferischen Kraft und Konsequenz eines Bildhauers, der sich die Eigenheiten der Materialien Holz und Stahl mit allem Respekt dienstbar macht und in einem bewusst begrenzten Themenkomplex Zeichen setzt für Sein und Zeit, für menschliche Verfasstheit.

Für Pokorny gilt dies seit Jahrzehnten und machte ihn zu einem der gefragtesten Bildhauer unserer Zeit mit mehr als 60 realisierten Skulpturen im Öffentlichen Raum. Den ersten Arbeiten bin ich 1980 begegnet. In Hannover fand die große Jahresausstellung des Deutschen Künstlerbundes statt und Hunderte von Arbeiten waren verteilt auf mehrere Museen und Plätze in der Stadt. Ich habe damals darüber berichtet und aus der Fülle der beteiligten Künstler nur ganz wenige namentlich erwähnt. Darunter war Werner Pokorny, dessen Arbeiten in der Kestner Gesellschaft ausgestellt waren. Sie hatten mich nachhaltig beeindruckt und tun es bis heute.

Damals stand ich auch erstmals vor dem noch immer aktuellen zentralen Motiv dieses Bildhauers, dem Haus. Mittlerweile dürfte eine ansehnliche Siedlung entstanden sein, aber bei aller Vielfalt der Variationen hat sich am Urtyp, am archaisch anmutenden Wesenskern als Grundaussage über Bildnerei wie über menschliche Existenz nichts verändert, trotz eines lapidaren Minimalismus oder gerade deswegen.

Die einmal gefundene Form, der kompakte Kubus einerseits oder die entkernte, nur in den Außenwänden definierte Grundform mit dem flachen Dachgiebel geraten zu symbolhaft verkürzten Zeichen, die der äußeren Form Bedeutung antragen und Assoziationen buchstabieren. An den Begriff Haus knüpfen wir Behausung, Schutz, Geborgenheit,

schließlich Evolution, Zivilisation und Kultur. Das ist in vielen Betrachtungen zum Werk Pokornys immer wieder als der ganz wesentliche Ansatz gewertet worden. Und natürlich beschäftigt mich das heute immer noch, nachdem ich den Künstler im Laufe der Zeit zu einigen Stationen habe begleiten dürfen. Aber gerade die neuerliche Auseinandersetzung hat mir auf dem Hintergrund der gegenwärtigen Zeitgeschichte, wo Behaustsein nicht selbstverständlich ist, wo das alte Wort Heimat eben nicht Idyll, sondern Verlust bedeuten kann, noch einmal einen tieferen Zugang erschlossen, zumal da die jüngsten Arbeiten dem Motiv durchaus eine andere Färbung verliehen haben, was durchaus wörtlich zu verstehen ist.

Zum Kontext Haus müssen weitere Grundformen gerechnet werden, Gefäße, Schalen wie Gebärden, die Anmutungen von Vasen, die Mandorla- oder Rippenformen, radikal zurückgenommen auch sie, spröde Prototypen und doch in ihren Zusammensetzungen und Abwandlungen so vielstimmig wie sie in ihrem Gehalt als Topos gewichtig sind.

Es ist dieser Erfindungsreichtum, der staunen macht. Pokorny verkantet Häuser, kippt, stellt auf den Kopf, türmt und schneidet ein. Dach in Dach werden Häuser verkeilt, auf Spiralen gesetzt oder um eine Säule gewunden. Es sind formale Zumutungen, rabiate Eingriffe, auch Ironisierungen und Infragestellungen von vermeintlich sicheren Denkgewohnheiten. Pokorny „kultiviert“, d.h. baut, pflegt und verfeinert im kognitiven Sinn die Gegenstände Haus und Gefäß, wenn er sie formal auf die archaische Urzelle und das menschliche Urbedürfnis zurückführt, wenn er es erneut „urbar“ macht. Das ist es, was ihn zu immer neuem schöpferischen Handeln antreibt.

Diesem Bildhauer stehen dabei umfassende formale Argumente zur Verfügung, um aus einem Zeichen eine Erzählung fortzuschreiben. Und er tut dies mit einer beharrlichen Innovation, weil er den bevorzugten Materialien Holz und Stahl mit einem unbedingten Formwillen begegnet, was Voraussetzung ist bei einem Instrument wie der Kettensäge, die keine schmeichelglatten Oberflächen hinterläßt, sondern Prozess abbildet, Arbeitsspuren auf rauer Haut mit Kerben und freigelegten Maserungen. Skulptur in ihrer intensivsten Ausformung. Dagegen die Arbeiten mit dem zweiten Material, das Pokorny so prononciert und sicher einsetzt: In Plastik. Aufgebaut aus zueinander und miteinander in Balance und Auseinandersetzung gebrachten Elementen aus Cortenstahl.

Dieser Stahl ummantelt, an den Nähten verschweißt, einen Hohlraum, ist kompaktes und exakt berechnetes Konstrukt aus Fläche und Linie, die in Gefäße, Spiralen und Tore münden. Zeichen in Stadtlandschaften, in denen die lineare Silhouette Wirkung zeigt, Raum gestaltet, eingreift. Die stoffliche Beschaffenheit der rosthäutigen Objekte evoziert nicht Natur, lenkt aber auch den Blick in Menschheitsgeschichte zurück, behauptet gleichzeitig Jetztzeit, Produktionsmechanismen, industrielle Entwicklung und dann doch auch wieder Zivilisation.

Kultur und Evolution, Säulenzitate und Haus - damit sind wir bei der Plastik „Drei Häuser um Säule“, sieben Jahre nach der Ausstellung in Hannover vor 30 Jahren entstanden, drei Jahre später, 1990, in Oerlinghausen auf dem Simonsplatz aufgestellt während der ersten Ausstellung von Pokornys Arbeiten in der Synagoge. Sie trug den Titel: „Vier Schalen zwischen Stäben“, welche eine Brücke zu den drei schwarzen Schalen heute. Die Plastik befindet sich im Besitz und in der Verantwortung der Stadt Oerlinghausen- beides gehört zusammen. Sie steht heute an ihrem 3. Standort neben dem Rathaus, aufgestellt noch bevor das benachbarte Parkdeck errichtet wurde.

Sie hat alle Reaktionen hervorgerufen, die Kunst im öffentlichen Raum nun einmal erfährt: Von Zustimmung und Begeisterung bis zu Kommentaren, die von Ignoranz und Intoleranz zeugen. Ziel von Graffitis wurde sie nie, was hoffentlich so bleibt. Inzwischen- so scheint es und das ist auch nicht unbedingt wünschenswert- hat man sich an sie gewöhnt. Dass sie immer wieder ein Stein des Seh- und Denkanstoßes sein kann, dazu will diese Ausstellung beitragen.

Diese Plastik macht heute sehr deutlich die Spanne sichtbar, die zwischen der Oerlinghauser Arbeit, dann dem großen Objekt Haus/HAUS III, das 2006 im Weberpark zu sehen war, und der jetzigen Ausstellung in der Synagoge liegt. Zwei wesentliche Elemente sind gerade in den letzten Jahren hinzugekommen. Motivisch hat sich das Fenster, meist als Relief, aus dem Bedeutungskanon Haus emanzipiert und bleibt doch auf ihn bezogen. Formal fordert das Wechselspiel zwischen innen und außen, positiv- negativ, zwischen der vermeintlichen Leere der Zwischenräume und den Konturen der Fensterzeichen und Hausverweise ein neues Sehen nach den kompakten Raumobjekten und lädt den Betrachter ein, sich seines eigenen Standorts zu vergewissern. Die Transparenz unterläuft gleichsam

## Materialität und Schwere.

Was aber viele Holzarbeiten im wahrhaft neuen Licht zeigt, ist das Gegenteil von Licht, ist ein ganz gleichmäßiges, gesättigtes und mattes Schwarz. Die Oberfläche der Skulpturen wird mit einem Schweißbrenner versengt, ohne sie zu verletzen. Die Schwärze wirkt – hier den Rosttönen der Stahlplastiken verwandt- wie eine eigene, organisch gewachsene Haut, die im Spiel von Licht und Schatten Dunkel-Nuancen preisgibt, den Charakter des Holzes zwar bewahrt, aber wandelt und ganz auf die Form verweist, die außerhalb jeder Zeit verortet zu sein scheint.

Im Grunde entsteht hier durch Dekonstruktion ein Konstrukt, das in geradezu radikaler Artikulation die Ideen Pokornys formuliert. Wie in den Raum übertragene Scherenschnitte wirken die Fenster, während Häuser, Schalen und Gefäße Stille sehbar machen. So möchte ich Goethes Aufforderung erweitern, denn kann man den ungeschwärzten Skulpturen aus zumeist tropischen, warmen und farbintensiven Hölzern einen Klang zuweisen, macht das Schwarz stumm und hebt alle Erinnerung an den Lärm von Kettensäge und Schweißbrenner auf.

In den schwarzen Arbeiten begegnet der Bildhauer dem Maler Werner Pokorny, der in den Zeichnungen und Aquarellen seine spontanen Notate in fließenden Momentaufnahmen festhält. Diese Blätter sind nicht unbedingt als Bildhauerzeichnungen im Verständnis von Studien und Vorlagen zu sehen. Doch sie begleiten die Werkprozesse, greifen die Themen auf und spielen die Ideen auf der Fläche durch. Sie lassen Fülle zu, wo in den Objekten entschiedene Eindeutigkeit das Ziel ist. Im Nebeneinander aller Werkschritte wächst jener Bildfundus, aus dem Innovation schöpft.

Der Betrachter, Sie, sind eingeladen, über den formal-ästhetischen Abstraktionsprozess hinaus die Zeichen im Raum in einem visuellen wie geistigen Diskurs als Sinnzeichen zu lesen. Als „Dinge, die mit Leben zu tun haben“, wie Werner Pokorny sagt, „und“ - so der Künstler weiter - „mit dem Hinweis darauf, dass Dinge endlich sind.“

Pokorny lädt mit seinen Arbeiten ein, wie vor bald hundert Jahren Brancusi mit seiner endlosen Säule über Unendlichkeit und Endlichsein zu philosophieren. Ihn interessiert die Frage „Wer sind wir?“ Aber er sagt auch: „Ich gebe auf solche Fragen (aber) keine Antworten, ich stelle nur Fragen.“

Gisela Burkamp